Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Der Pfarrherr von Villa : eine Geschichte aus dem Val Bedretto
Autor: Matthey, Maja
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575196

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Isabelle Kaisers Heim: „Ermitage" bei Beckenried am Vierwaldstättersee (Phot. Joh. Meiner, Zürich).

Der Pfarrherr von Villa.

Eine Geschichte aus dem Val Bedretto.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Maja Matthey**, Ravecchia.

I.

Von Airolo führt ein schmaler Weg über das Bett des Tessin, quer vorüber an dem rauchenden Gotthardschlund. Grüne Stromschnellen mit weißen Halskrausen schlängeln sich um die Holzpfähle der niedrigen Brücke, werfen ihren Gischt trotzig empor auf die Fußspitzen des Wandernden, daß er sich nicht rühmt, trockenen Fußes dem Tessin über den Rücken geschritten zu sein.

Steil steigen die Berge an, und Schutt und Geröll decken den Pfad. Tannen streben gewaltigen Pfeilern gleich zu seiner Seite auf, die Sturmbärte dem Gotthard zugekehrt, der, breit und massig, ihnen das warme Licht der Sonne nur bescheiden gewährt.

Ein blökendes Rind, die lockende Schelle einer Mutterkuh und der heisere Pfiff des Zuges sind die einzigen Laute, die das Rauschen des Wassers übertönen und dem Sturmlied der Einsamkeit trotzen, das von den Bergen abwärts fegt und den Weg bestreut mit dürren Tannenzapfen und falbem Laub.

Der Wandernde hielt häufig ein zum Verschnaufen.

Der Weg führt jäh empor, und die schaurige Einsamkeit legt sich wie ein Alp auf das menschliche Herz, das nach Seinesgleichen schreit.

Zwar war der Pfarrherr von Villa gewöhnt, einsame Wege zu gehen und nicht zu zucken, wenn ihm der Gotthard seinen rauhen Gruß eisig in den Nacken pfiff.

„Gott zum Gruß, hochwürdiger Herr!" erscholl eine helle Stimme an dem Aufwärtsschreitenden vorbei.

Er machte eine rasche Wendung zurück und sah, wie die rüstig zu Tal Steigende die leere Hutte auf und nieder wippte.

„Halt, Maria!" rief er der Eiligen nach.

Sogleich drehte sich das Mädchen um und lief die paar Schritte zurück, dem Pfarrer entgegen.

„Seit wann bist du aus der Fremde heimgekehrt?“ frug der Geistliche und übersah die schlanke Gestalt der Angerufenen mit prüfenden Blicken.

„Seit gestern, Herr, und ein schönes Stück Geld habe ich mir erworben.“

„Vergiß die Messe nicht am Sonntag, Maria!“

In das breite, blauäugige Gesicht des Mädchens trat ein harter Zug. Vielleicht hatte sie sich einen weniger frommen Willkomm gewünscht.

Trotzig schwenkte sie den roten Rock und setzte eifrig den Weg nach Airolo fort.

Der Anstieg ward jäher und jäher.

Schweißperlen quollen dem Pfarrer aus der Grube, die sich zwischen Nase und Stirn gebildet hatte und einer Falte Platz verschaffte. Wie eine finstere Wolke überschattete die aufgeworfene Furche das gutmütige Gesicht.

Als sich das Tal schmal und lang vor ihm öffnete, sprangen aus Fontana, dem ersten Dörfchen Bedrettos, die Kinder ihm entgegen und haschten nach seiner Hand.

Hoch und düster türmen sich die Lawinengalgen, und abwehrend runden sich die Mauern um den Eingang des Tales.

„Vor den Lawinen könnt ihr euch schützen mit Mauern und Holzgerüsten; vor dem Geist der großen Welt, den ihr heimbringt, muß ein Höherer euch schützen.“

Wieder erschien die Falte auf seiner Stirn, und sein Nacken beugte sich wie unter einer Last.

Grüne Hänge und Matten schmücken den Pfad zu beiden Seiten. Links treten sie heraus aus dem Waldesdunkel und fallen blumengeschmückt und kräuterstrotzend herab. Rechts schießen sie nieder bis zum Bette des Tessin, und der Huflattich, der breit und buschig sich ausdehnt, zeigt neben dem dürren Graswuchs, daß manche fleißige Hand sich noch regen muß, bis dem Unkraut gewehrt ist.

Schmal und endlos windet sich der Pfad durch das Grüne. Wo sich die Schlucht um ein weniges verbreitet, kleben Hütten eng zusammen an den Hängen.

Die Kapelle des heiligen Rochus bildet den Schlußpfeiler von Ossasco, dem zweiten Dörfchen, das sich ein Heimatrecht erwarb zwischen Felsen und tosenden Wassern.

Einmal fegte die Lawine darüber hin und wischte es fort in den Abgrund. Ein neues Geschlecht baute es wieder auf und wartet die langen Winter hindurch mit gleichmütiger Ergebung auf ein gleiches Geschick.

Aus den Hütten traten die Weiber grüßend auf den Pfarrer zu. Im Nu hatten sie einen Kreis um ihn gezogen.

In das Geplapper ihres Mundes gluckste der Dorfbrunnen. Der Pfarrer sah, daß nur die Alten und die ihm besonders ergebenen Marienkinder sich um ihn scharten.

Die Jungen fegten eifrig die Steinfliesen vor ihren Hütten.

„Dich sah ich am Sonntag nicht in der Messe,“ wandte er sich streng an eine der Zaghaftern.

Wie eine Welle im Sturzbach verschwand die Angerufene im Innern ihres Hauses.

„Der Heilige ist den Mädchen zu alt und häßlich; sie wollen zu einem jungen und neuen beten!“ sagte Toni, der Schreinergeselle, und trat ganz aus der Werkstatt heraus, um die Glocken zum Abendsegen zu läuten.

Leises Gekicher schallte hinter ihm drein.

„So ist es!“ riefen die Mutigern.

Selbst die alten Weiber nickten beifällig mit den Köpfen und schilderten mit beredter Zunge dem Pfarrer die Gebrechlichkeit des Heiligen.

„Hundert Jahre ist eine lange Zeit,“ sprach Teresina mit dem Stelzbein.

„Ich habe deren erst siebzig und bin ausgetrocknet und verschrumpft wie eine Hutzelbirne.“

Maddalena, die sie die Weise nannten, weil sie eine heilkundige Hand hatte für die Gebrechen des Leibes und den Dörflern den Arzt ersparte, schüttelte murrend den Kopf: „War der Alte unsern Eltern gut genug, mag er uns und unsern Kindern auch genügen!“

Ihre Stimme war jedoch wie der Schrei einer Eule am Tage. Mahnend fiel das Glöcklein der Kapelle in die Reden der Hadernden.

Hastig machte der Pfarrer das Kreuz und durchschritt mit einem Segensspruch den ihn umzingelnden Ring. Aus der Tiefe gischte das Wasser der Cristallina empor. Kalt und schneidend traf es ihn ins Gesicht, als er die Brücke überschritt und sich abwärts wandte zum Tessin. Dort rauschten die Wellen gemächlicher.

In breiten Sätzen sprangen sie über weiße Kiesel und grünlich schimmernden Quarz.

Ueberhängende Weiden badeten die silbernen Zweige im glashellen Wasser, und hier und da spritzte ein Wellchen in das Gewirr von Brombeergestrüpp und wildem Himbeerkraut. Das Strauchwerk hatte ein undurchdringliches Dickicht an den Ufern des Tessin gebildet, dessen Hecken voll Vogelnester und zwitschernder Sänger waren. An vielen Stellen leuchtete das weiße Wollgras, und Sumpfblumen schaukelten sich schwerfällig im Abendwinde. Wuchtige Holzklötze waren über den Fluß gelegt und bildeten mit Querbrettern verbunden einen sichern Steg.

Prüfend stieß der Pfarrer einen Stock in das abbröckelnde Erdreich.

Noch hielt die Krume den leckenden Fluten Stand — hinter der Brücke ragte Villa empor.

Es galt noch einen letzten kräftigen Anstieg, bis das Dörflein mit dem Pfarrsitz erreicht war.

Wie Kinderspielzeug schimmerten die kleinen Häuschen mit dem weißglänzenden Gotteshause hoch über der Schlucht. Hinter ihnen ragen die Felsen empor, steil und kahl. Drohend zeigen sie ihre Fäuste, die nur einmal geschüttelt den lieblichen Flecken bedecken können mit dem rauhen Geröll stürzenden Gesteins.

Von Villa blickt man wie von hochgebauter Tribüne das Tal entlang. Tiefer in die Schlucht hinein liegen noch Bedretto und Ronco, das allerkleinste Oertchen des Alpenstriches mit seinen schweigsamen Bewohnern, die scheu wie das Waldgetier sich hinter Hütten und Gaden vor den nahenden Fremden verbergen. Von ihnen geht die Sage, daß sie als gar eigene Leute allzustark in die ragenden Gesteine gestarrt und darüber die Erde vergessen hätten mit ihren grünen Triften und ihren mancherlei köstlichen Gaben.

Der Pfarrherr ließ das Auge über sein Reich schweifen, das von Airolo aufwärts sich bis zur letzten menschlichen Wohnung, dem Hospiz von Acqua, erstreckte.

Eine große Liebe glomm ihm im Auge für dieses verschollene Stück Welt, dessen harter Boden seine Heimat war.

Um den Brunnen zu Ossasco schwatzten die Weiber emsig weiter. Aus den Ställen kamen die Männer, an den Händen die Eimer mit dampfender Milch gefüllt, und gesellten sich ihnen zu.

Sogar die Krüppel und Alten krochen von der Kaminbank herab.

Da war Matteo, an dessen Leib das Feuer also fraß, daß des Nachts kein Schlummer mehr in seine Augen kam. Drohend ballte er seine Hand zur Faust gegen den heiligen Rochus, der seine Kerzengaben ihm nicht gelohnt hatte mit Genesung. Carlo, der Hinkende, dessen gebrochenen Fuß Maddalena, die Weise, verkehrt angeheilt hatte, erbot sich, den alten Heiligen wieder blank und jung zu machen für einen klingenden Marengo.

Aber Plinio, der Lebersüchtige, hütete geizig den Gemeindesäckel. Sein Inhalt sollte keinem seiner Nachbarn zu gute kommen, und die Herren zu Einsiedeln wollten auch gelebt haben und lieferten einen funkelnagelneuen Märtyrer für nicht viel mehr.

Die heimkehrende Maria trat unter die Hadernden und setzte ihre volle Hutte zu Boden.

„Sei es ein Neuer oder ein Alter, den Nutzen hat immer der Pfarrer," sprach sie grollend.

„Hört die Amerikanerin!" kicherten die Marienkinder und schlugen vorsorglich das Kreuz, damit das böse Wort ihnen nicht schaden könne an Seele und Seligkeit.

„Er kümmere sich um die Toten und spreche den Alpsegen. . . . Den Lebenden hilft weder er noch ein Heiliger."

Das Mädchen sagte das hastig mit einer lauten, rechthaberischen Stimme, als müßte sie etwas in ihrem Innern übertönen.

„Bravo, Maria!" frohlockte Toni, der Schreiner.

Sein Juchzer stieß schallend gegen die Felswände und schlug von diesen zurückgeworfen in die brausenden Wasser.

„Mädel, wenn du solch einen Zorn hast auf den Pfaff, brauch' ich nichts zu fürchten, wenn ich uns in der Fremde das Geld zur Aussteuer verdiene."

Ein Klaps auf den Mund bewies ihm, daß Maria seine Treuherzigkeit übel aufgenommen hatte.

Mit hängendem Kopf schlich er in seine Hütte.

Anna, die Lehrerin, trat zu Maria.

Sie hätte der Freundin gerne ein paar liebe, ermahnende Worte gesagt.

Die funkelnden Augen des Mädchens zeigten ihr, daß ihre Sanftmut nicht fähig war, dieses Feuer zu löschen.

Da ging auch sie heim zu dem kränkelnden Matteo, der ihr Vater war.

Die andern fegte die Nacht auseinander.

Schwer und hastig brach sie herein.

Die Felsen stiegen riesenhaft und schwarz empor und vermischten sich mit dem Himmel.

In der Mitte des Tales ragte ein dunkles Nebelmeer, das immer neue Nahrung sog aus den rauschenden Wogen des Tessin.

Kein Licht leuchtete in die Nacht.

In der Kapelle war die ewige Lampe erloschen aus Mangel an Nahrung.

Wie Erdhaufen sahen die Umrisse der Hütten aus, flankiert von den dunkeln Lawinengalgen, die spitz und hoch in den Abend stachen.

Die große Einsamkeit flog im Flormantel an den Wohnungen vorbei.

Sie schwang sich zu den höher gelegenen, nun verlassenen Gaden, deren Vieh auf den Alpen den kurzen Sommer der Freiheit genoß.

Auf den zeitgebräunten Firsten dieser rohen Bauwerke ruhte sie aus, riß ein Stück von ihrem Mantel und warf es über das Dorf.

Nun drang kein Ton von Leben mehr empor zu ihr aus dem Tal.

Sie flog zu den Tannen, die den Sturz der Cristallina zur Tiefe säumen, und sang ihr Nachtlied.

Wie sie sang, kamen die Sterne hervor aus dem dunkeln Himmel.

Silbern spiegelten sie sich in den Wellen des Sturzbaches, der sie schäumend aufwarf und brodelnd zur Tiefe riß in endlosem Spiel.

Als es Mitternacht wurde, hörte sie auf zu singen. Aber die Tannen hatten von ihr gelernt.

Eine Weile besannen sie sich und standen reglos da, wie aus schwarzem Marmor geschnitten.

Ein Luftzug fuhr durch ihre Zweige.

Da fingen sie an zu raunen und zu rauschen von der großen Einsamkeit, die nun stumm und starr auf den Spitzen der Berge lag in ehernem Glanz.

Allmählich fing es an zu leuchten über den Bergen. Ein warmer Schimmer flog in die eherne Pracht, und scharfer Wind kündete den nahenden Morgen.

Maria stieß die Holzläden an ihrer Kammer auf und ließ den jungen Morgenwind mit ihren kurzen, krausen Löckchen spielen, die sich widerspenstig aus dem gescheitelten Haar über ihre Stirne zwängten. Ihre blauen, harten Augen bekamen einen träumerischen Glanz und suchten die rosigen Wölkchen, die immer heißer, leuchtender in den grauen Tag tänzelten, bis die Sonnenscheibe selbst rubinfarben aufstieg hinter den Felsen und warmes Sommerleben ins Land strahlte.

Wo der Sommer so kurz ist, daß er kaum die Spanne zweier Monate überschreitet, heißt es, die Zeit nützen und die Hände regen, die jung und kräftig ein Tagwerk schaffen mögen.

Die Sichel geschultert, schritt Maria aus ihrer Hütte den Berg hinan.

In großen Bogen flog das Messer ins Gras und mähte das grüne Kraut und die bunten Blumenköpfe.

„Die Feldarbeit hast du nicht verlernt," sprach Anna, die Lehrerin, zu der Eifrigen.

Sie war nie aus dem heimischen Dorf herausgekommen und bewunderte die Freundin, die wie die Männer über den Ozean gezogen war.

„Das Feld gibt uns den Grassegen," antwortete Maria. „Warum sollten meine Hände ungeschickt geworden sein zum Einheimsen?"

Die Lehrerin seufzte.

„Im Sommer nichts als Gras wenden, im Winter das Vieh besorgen im Stall und den paar Buben und Mädchen das Lesen vormachen! So bin ich vierundzwanzig Jahre alt geworden, und nie, nie wird das anders!"

„Jedes Jahr schickt dir der Bruder ein Kleines heim zum Großpäppeln und ein schönes Stück Geld dazu. Du vergaßest daran zu denken."

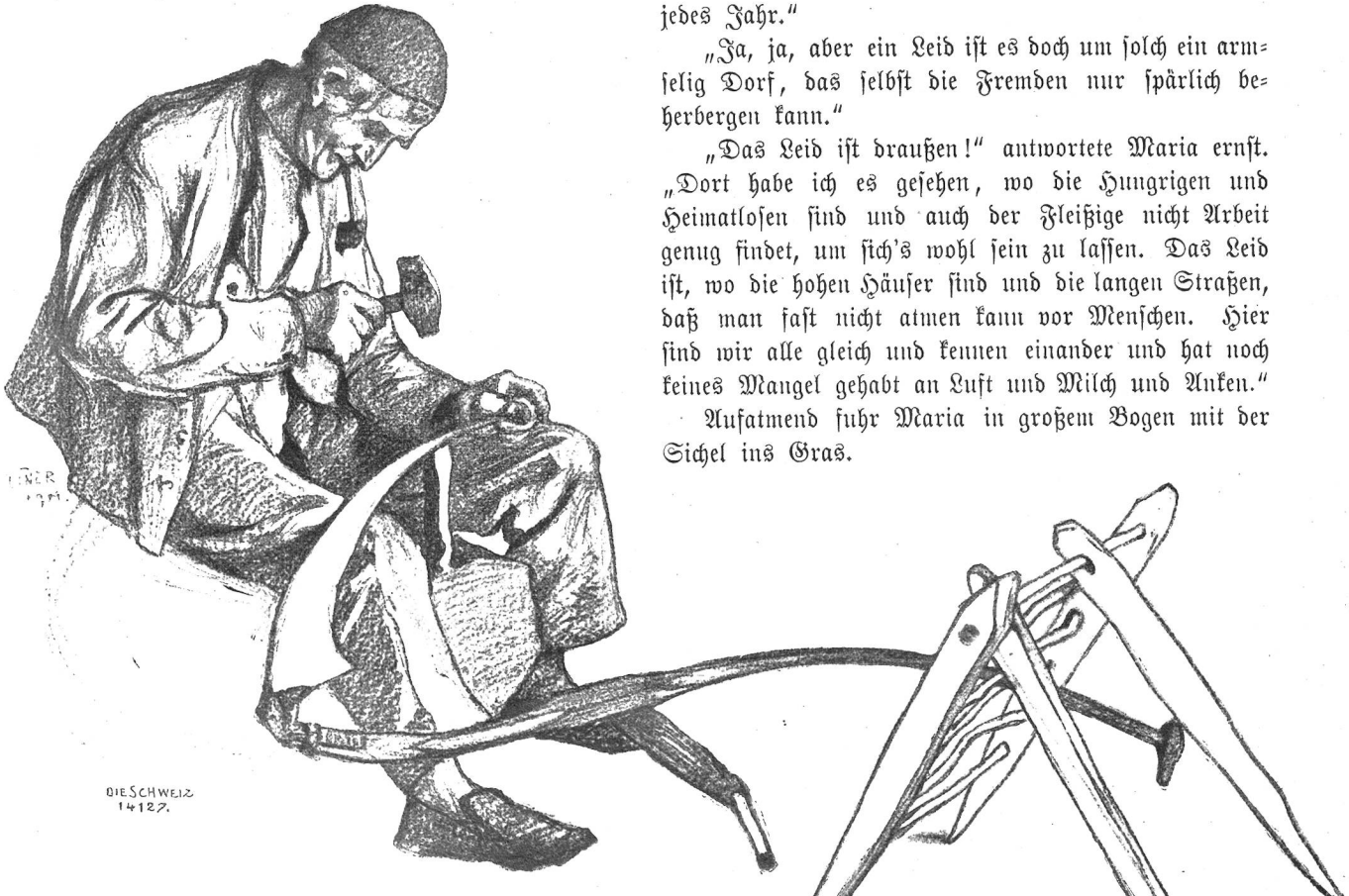
„Aber alles ist so eng, nichts als Berge und Himmel und die paar Leute, die man kennt wie sein eigenes Herz!" Anna stützte sich schwer auf den Schaft ihres Rechens und ließ die Augen mißmutig über das Land schweifen.

„Weißt du, Anna, wer gewöhnt ist wie wir an das wilde Rauschen der Sturzbäche und das Brausen des Tessin, dem krankt das Herz in der Fremde. Unsere Männer kommen auch alle wieder, wie die Schwalben, jedes Jahr."

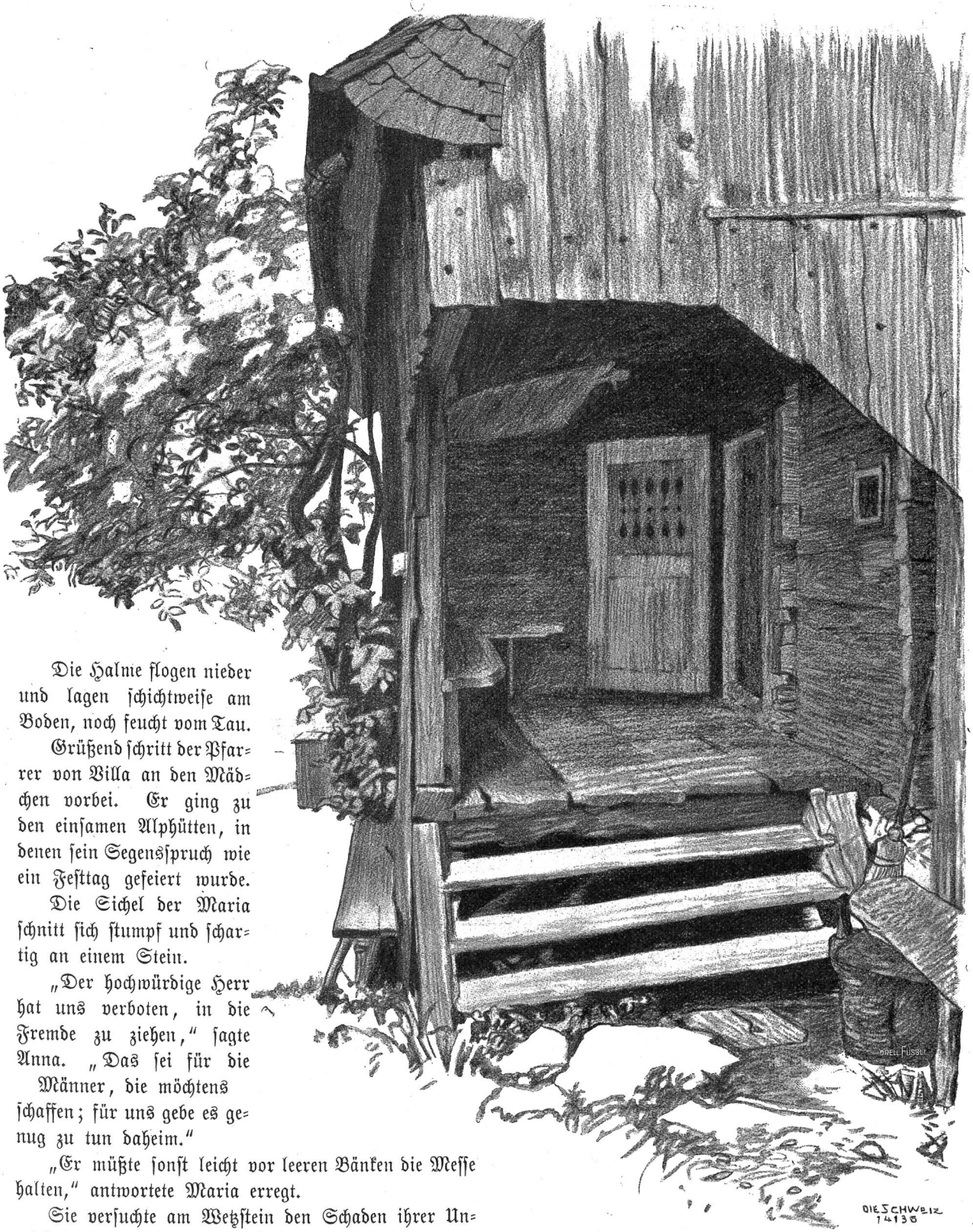
„Ja, ja, aber ein Leid ist es doch um solch ein armselig Dorf, das selbst die Fremden nur spärlich beherbergen kann."

„Das Leid ist draußen!" antwortete Maria ernst. „Dort habe ich es gesehen, wo die Hungrigen und Heimatlosen sind und auch der Fleißige nicht Arbeit genug findet, um sich's wohl sein zu lassen. Das Leid ist, wo die hohen Häuser sind und die langen Straßen, daß man fast nicht atmen kann vor Menschen. Hier sind wir alle gleich und kennen einander und hat noch keines Mangel gehabt an Luft und Milch und Anken."

Aufatmend fuhr Maria in großem Bogen mit der Sichel ins Gras.



Dengeler in Appenzell J.-Rh. Nach Zeichnung von Carl Liner, St. Gallen-München.



Toggenburger Laube. Nach Zeichnung von Carl Liner, St. Gallen-München.

Die Halme flogen nieder und lagen schichtweise am Boden, noch feucht vom Tau.

Grüßend schritt der Pfarrer von Villa an den Mädchen vorbei. Er ging zu den einsamen Alphütten, in denen sein Segensspruch wie ein Festtag gefeiert wurde.

Die Sichel der Maria schnitt sich stumpf und schartig an einem Stein.

„Der hochwürdige Herr hat uns verboten, in die Fremde zu ziehen," sagte Anna. „Das sei für die Männer, die möchtens schaffen; für uns gebe es genug zu tun daheim."

„Er müßte sonst leicht vor leeren Bänken die Messe halten," antwortete Maria erregt.

Sie versuchte am Wetzstein den Schaden ihrer Unachtsamkeit wieder gut zu machen. Die Scharten im Stahl wollten nicht weichen.

„Er ist uns ein guter Pfarrer," fuhr Anna unbeirrt fort, „einer der Unsrigen, der mit uns aufgewachsen ist und unsere Art nicht verachtet."

„Er war der erste im Tal, der den Bauernkittel an die Kutte vertauschte," grollte Maria.

„Und uns nicht geizig und habgierig schilt, wenn

wir nicht die ganze Woche hindurch Tag und Nacht mit unserm Anken das ewige Licht speisen mögen. Uebrigens mochtest du ihn wohl leiden, als er noch ein Knabe war!"

Maria lauschte, achtlos gegen das Gerede der Lehrerin, dem Schrei des Raubvogels, der über den Waldwipfeln die Flügel spreizte und seinen gierigen Schrei wie ein Kriegssignal ins Tal gellen ließ.

Vom äußersten Rand des Himmels war die Sonne fast in die Mitte gefahren und brannte auf das rostrote Gefieder des Vogels und auf die Matte, die golden glänzte in der Mittagsglut.

Noch einmal krächzte das Raubtier heißhungrig auf und flog dann über den Tessin in die Felsenwildnis. Barfüßig sprang ein Kind die Anhöhe hinan und brachte den Schaffenden ein Krüglein Milch und gelbschimmernde Polenta.

Die Mädchen zogen die kühlen Leinentücher fester um den Kopf, lockerten das Mieder und setzten sich in den Schatten einer Bodenwelle zur Mittagsrast.

Von Villa her schlug die Turmuhr zwölfmal weithinhallend an.

Ein Juchzer tönte von Hang zu Hang und wurde von den Schaffern beantwortet.

Nun ließen alle die Hände ruhen und kosteten den Mittagsfrieden, der surrend durch die warme Luft heranschwirrte und sich versteckte im grünen Kräutermeer.

(Fortsetzung folgt).

Der Schatten am Grenzzaun.

Nachdruck verboten.

Eine einfache Geschichte aus dem Innern Australiens.

Von **J. M. Humphrey Swanson,** übersetzt von Johanna Spöndly, Sydney.

Es war heiß — schrecklich heiß; aber es ist eben nie anders in Mundrawalla und Umgebung. Etwas anderes erwarten wäre fast ebenso töricht, als um etwas ganz Unmögliches bitten. Ein oder zwei kurze Monate ist es zwar „Winter", d. h. das Thermometer fällt bis 7 Grad R., und ein schneidender Wind fegt dann einen Tag nach dem andern über die endlose Ebene. Wohl sehnen sich da viele nach der Wärme des Sommers, wo dann 45 Grad R. im Schatten an der Tagesordnung sind.

Ein mit zehn großen Ochsen bespannter Wagen hielt vor einer ärmlich aussehenden Landschenke. Drauf saß eine junge, frisch und gesund aussehende Frau mit ihren beiden fünf- bis sechsjährigen Sprößlingen inmitten all ihrer Habseligkeiten, die rings um sie aufgepackt und ihr auch als höchst einfache Sitzgelegenheit aufgebaut waren.

Wenngleich diese junge Mutter kräftig aussah und voll guten Mutes in die Welt blickte, so war es doch gut für sie, daß sie noch keine bestimmte Ahnung hatte von dem harten Leben, an dessen Schwelle sie sich nun mit ihrer Familie befand, und noch weniger von der Art und Beschaffenheit des Bodens, der sie nun ernähren sollte.

Sie war freilich seit ihrer Kindheit an ein ziemlich hartes Leben gewöhnt; aber damals war ihre Ansiedlung doch nicht gar so furchtbar weit von Sydney entlegen gewesen.

Es fing eben an in ihr aufzudämmern, daß zwischen dem frühern Heim und dem zukünftigen eine breite Kluft lag in der Gestalt des schneckenartig durch endlose, eintönige und trostlose Ebenen dahinschleichenden Flusses Darling.

Glücklicherweise war die junge Frau nicht mit großer Einbildungskraft begabt. Sie würde sonst fast körperlich gefühlt haben, wie dieser Fluß in seiner endlosen Länge und all die Mühseligkeiten dieser langwierigen Reise nach und nach alle Energie und allen Mut niederdrücken mußten.

Sie hatten die günstigste Zeit getroffen. Kurz vorher waren heftige Regengüsse gefallen, sodaß der Fluß schiffbar war und sie die Reise bis jetzt auf dem Dampfboote hatten zurücklegen können. Auch die Gegend ringsherum, in der eben die ersten Ansiedler angefangen hatten, das Land urbar zu machen, zeigte sich im besten Lichte. Bei der Fahrt auf dem Flusse hatte man sogar einige sehr hübsche Ausblicke gehabt, wenn sich durch den Blätterrahmen der roten Gummibäume mit saftigem Gras und Kräutern bedeckte Ebenen gezeigt hatten, die dem Auge immergrün erschienen.

So kam Marion Jackson immer mehr zur Ueberzeugung, wie recht ihr John gehabt hatte in seiner bestimmten Voraussicht, daß sie in diesem neuen, bis jetzt sehr dünn bevölkerten Distrikte sicher ihr Glück machen würden.

Freilich, Mundrawalla war schon eine Enttäuschung gewesen; aber es war eben eine ganz junge Stadt.

John Jackson hatte sie dort erwartet mit dem mit Ochsen bespannten Wagen, der sie zu ihrer neuen Ansiedlung bringen sollte.

In diesem Augenblicke befand sich der junge Ehemann in der Schenke, um seinen Durst zu löschen, von dem in dieser Gegend jegliches lebende Wesen das ganze Jahr hindurch gequält wird.

Von Mutter Natur mit eben nicht allzu großen Fähigkeiten begabt, zeigte er jetzt bei seinem Erscheinen unter der Tür ein selbstbewußtes Auftreten, vielleicht eben darum, weil seine Kenntnisse über die Gegend und das Leben, in die er nun seine Familie führte, äußerst spärliche waren.

Er machte sich mit dem letzten Aufpacken zu schaffen und warf noch einen Sack voll Zucker und einen Sack voll Mehl auf den Wagen, die sich die beiden Jungen sogleich als gute Sitze auswählten. Nun knallte er mit seiner langen Peitsche, und langsam setzte sich das Gefährt in Bewegung.

Marion neigte sich lächelnd zu ihrem Manne und fragte ihn, wohin er sie denn führen werde.

Dieser deutete nach Osten:

„Dort hinüber! Es führt zwar noch keine Straße hin; aber wir folgen den Wagenspuren."

„Und das ist ja das Beste für Leute unseres Schlages," antwortete die junge Frau munter.

Das Leben hatte noch nicht allen Mut aus ihr herausgepreßt und ihr Herz noch nicht gebrochen.

Als junges Mädchen hatte sie von früh bis spät in der weit abgelegenen Ansiedlung ihres Vaters gearbeitet. Natürlich hatte sie da nach der Art junger Mädchen auch ihre Zukunftsträume gehabt und Luftschlösser gebaut. Kam auch nur selten eine Zeitung ins Haus und Bücher erst gar nicht, so wußte doch ihre Mutter immer und immer wieder von England und von Ländern jenseits der Meere zu erzählen. So war es nicht zu verwundern, daß bisweilen eine große Sehnsucht in ihr erwachte, wenigstens einmal Sydney zu besuchen, was ihr als Gipfel aller Wünsche erschien.

Aber die Jugend geht vorüber, und die Monotonie des Lebens spinnt sich fort. Wenn eine Hoffnung nach der andern getäuscht wird, so fängt das Herz an, sich mit der Gegenwart zufrieden zu geben, so eintönig sie auch sein mag.

Doch plötzlich nahmen all ihre Träume und Wünsche feste Gestalt an in der Person von John Jackson, der in ihrem Leben auftauchte und um ihre Hand anhielt.

Hatte er das auch wirklich getan? In seiner linkischen und verdrossenen Weise hatte er so etwas gebrummt, von dem